

MARCELLO SIMONI

DAS  
ERBE  
DES  
SCHWARZEN  
ABTS

EIN MITTELALTER-THRILLER

emons:

überreden könnte, nach dem wahren Schuldigen zu suchen?«

»Du machst es dir einfach«, knurrte Cosimo. »Du kennst doch Vitelli. Wo sollte er den wahren Schuldigen denn suchen?«

»Ich könnte ihm helfen«, beharrte Tigrinus. »Das Gesicht des Fremden konnte ich zwar nicht erkennen, aber an seine Stimme erinnere ich mich.«

»Jemanden aufgrund des Klangs seiner Stimme beschuldigen?«, spottete Cosimo und schüttelte den Kopf. Er erhob sich und nahm seinen Umhang. »Misch dich nicht ein, lass mich einfach machen. Aber dieses Mal wirst du mir den Gefallen erwidern.«

»Und welchen Gefallen soll ich Euch tun?«, fragte Tigrinus misstrauisch.

»Das wirst du morgen Nacht erfahren, wir treffen uns vor der Taverne ›Al Passero‹, dem Wirtshaus zum Spatzen.« Cosimo war schon auf dem Weg zur Tür. »Bis dahin werden die Wachen dich hierbehalten, damit du ein wenig über dein ruchloses Leben nachdenken kannst.«

*Florenz, außerhalb der Stadtmauern*  
 22. Februar

Der Mönch verließ die Stadt durch die Porta alla Croce und lief weiter hügelan durch die Felder. Bis zum Kloster San Salvi lag ein Fußmarsch von einer Stunde vor ihm, aber er nahm den Weg zu der kleinen Kirche, die dem Orden der Vallombrosaner unterstand, gern auf sich, um die Kollekte der Bauern und der umherziehenden Händler aus der ersten Fastenwoche einzusammeln. Die Morgensonne schien angenehm warm, fast frühlinghaft, und die Luft war so klar, dass sie ihn die düsteren Gewölbe von Santa Trinita langsam vergessen ließ. Es gab ja auch so vieles, worüber er nachdenken musste, und wenn das Sprichwort »*Solvitur ambulando*« sich auch nur zur Hälfte als richtig erwies, würde ihm das gemächliche Spazieren durch die Natur bestimmt sehr guttun.

Er lief mit großen Schritten, den Kopf gesenkt, den Beutel für die Kollekte unter der Kuckulle verborgen, und ließ den Blick über die Reihen von Weinstöcken und die Bauernhäuser schweifen, um sich von seiner inneren Seelenpein abzulenken. Es fiel ihm nicht leicht, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Die Gewissensbisse, die ihn seit letzter Nacht plagten, hatten sich tief in seinem Inneren eingestekt, und weder Gebet noch logische Überlegung konnten sie lindern. Was hast du bloß getan?, fragte er sich immer wieder. Welche Schuld hast du auf dich geladen?

Doch plötzlich sah er sich einem ganz anderen Problem gegenüber. Er war gerade in eine schmale Straße nach Osten eingebogen, als er eine grau gekleidete Gestalt ausmachte, die sich aus dem Schatten einer Steinmauer löste und auf ihn zukam.

»Wer seid Ihr?«, fragte der Mönch abwehrend, weil er fürchtete, einen Räuber vor sich zu haben. Dann erkannte er den grauen Turban des Fremden und beruhigte sich. »Ach, Ihr seid es«, sagte er erleichtert.

»Habt Ihr etwa jemand anders erwartet?«, fragte der stämmige Mann misstrauisch.

Der Mönch seufzte. »Nach dem, was passiert ist, bin ich auf alles gefasst.«

»Da will ich Euch nicht widersprechen, Vater. Und genau dieser Grund führt mich zu Euch.«

Der Mönch schüttelte den Kopf. »Ich glaube, ich habe genügend für Euch getan.«

»Bis gestern wart Ihr nicht so empfindlich.«

»Gestern war ich Euer Komplize, das ist wahr. Aber wenn ich gewusst hätte, wie es enden würde ...«

»Nun seid Ihr in die Angelegenheit verwickelt«, schnitt der Mann ihm das Wort ab. Er setzte ihm den Zeigefinger auf die Brust. »Ihr könnt Euch jetzt nicht zurückziehen, als ob

nichts geschehen wäre.«

Der Mönch starrte ihn voller Zorn an. Ein ohnmächtiger Zorn jedoch, der sich mehr gegen sich selbst und das unselige Schicksal richtete. »Nun gut«, knurrte er. »Was wollt Ihr diesmal?«

Der Mann hob die Hände. »Ihr müsst mich verstecken, bis sich die Lage beruhigt hat.«

»Warum das denn? Soweit ich weiß, hat Euch niemand bemerkt.«

»Der Dieb schon. Er hat mich gesehen.«

»Meint Ihr den Kerl, den man eingesperrt hat? Ach der, der ist bereits so gut wie tot.«

»Und wenn er sich jemandem anvertraut, ehe er zum Teufel fährt?«

»Selbst wenn.« Der Mönch lachte nervös auf. »Wer sollte dem Geschwätz eines Verurteilten Glauben schenken? Vertraut mir, Messere. Macht Euch deswegen keine Sorgen. Niemand hat Euch beim Verlassen der Krypta gesehen.«

»Nun ja, einen Zeugen gibt es schon.« Die Züge des Mannes verfinsterten sich.

»Ihr fürchtet doch nicht etwa, dass ich Euch verraten könnte!«, rief der Mönch empört.

»Wirklich nicht, mein guter Vater«, sagte der Mann höhnisch und fing an, den Mönch zu umkreisen. »Denn falls Ihr wirklich so dumm sein solltet, kämt Ihr ebenso in Schwierigkeiten wie ich. Sogar in noch größere. Doch man kann nie wissen, und solange wir das Problem des Schiffes noch nicht geklärt haben, wäre es besser ... wie soll ich sagen ... wenn wir uns gegenseitig Deckung geben würden. Habt Ihr mich verstanden?«

Ich verstehe rein gar nichts, hätte der Mönch dem Fremden am liebsten ins Gesicht gerufen. Doch er war wie gelähmt, unfähig, auch nur einen Schritt zu tun, obwohl er innerlich darauf brannte, sich auf ihn zu stürzen und ihm mit einem Stein den Schädel zu spalten. Welche Erleichterung wäre das gewesen! Damit hätte er zwar die eigene Seele der ewigen Verdammnis anheimgegeben, doch wenigstens für einen Moment hätte er sich frei gefühlt.

Der Mönch schluckte leer, um den bitteren Geschmack in seinem Mund loszuwerden, während er fieberhaft überlegte, wie er sich aus dieser unangenehmen Situation befreien könnte. Doch hier draußen kam er zu keiner Lösung.

Denn auch er hatte Schuld auf sich geladen. Genau wie der Mann, dem er gegenüberstand.

*Städtisches Gefängnis Le Stinche*

Bianca hatte Angst, aber um nichts auf der Welt hätte sie das zugegeben. Die ganze Nacht hatte sie sich schlaflos hin und her gewälzt, vor lauter Ungeduld, endlich das Gefängnis aufzusuchen und dem Mörder ihres geliebten Onkels Aug in Aug gegenüberzustehen. Doch als sie nun schnellen Schrittes durch einen Gewölbegang lief, in dem es so finster wie in einer Höhle war, wünschte sie sich nichts sehnlicher, als so schnell wie möglich wieder an die frische Luft zu kommen.

Hör auf zu zittern, ermahnte sie sich still. Giannotto Bruni hatte ihr beigebracht, keine Gefühle zu zeigen – ganz gleich wie widrig die Umstände gerade sein mochten –, um den Gegnern keinen Vorteil zu bieten. Denn Gegner gibt es immer, pflegte er ihr zu sagen. Immer, selbst wenn man sich in sicheren Gewässern glaubt. Bianca erinnerte sich wehmütig an jedes seiner Worte. Schon als kleines Mädchen hatte er sie auf seine Geschäftsreisen nach Pisa und Livorno mitgenommen. Er hatte ihr alles erklärt, war mit ihr an den Hafenkais entlangspaziert, wo er die Frachtlisten und die vor Anker liegenden Schiffe studierte und beobachtete, welche Waren aus aller Herren Länder die Seeleute zum Verkauf boten. Bei einer dieser Gelegenheiten hatte Bianca sich in ein seltsames Andenken verliebt – eine Maske für eine Frau, die aus einem Straußenei gefertigt worden war. Der Verkäufer, ein Berber, der als Ruderer angeheuert hatte und unter einem Zeltdach Schutz vor der Sonne suchte, hatte geschworen, dass sie von einem Magier in Algerien stammte. Giannotto hatte zunächst nur skeptisch gelacht, aber dann doch eine unglaubliche Summe dafür hingelegt, um seiner Nichte den Gefallen zu tun.

Bianca hatte diese Maske immer noch. Sie bewahrte sie in ihrem Privatgemach auf, in einer Schublade neben ihrem Schmuck. Jetzt hätte sie diese liebend gern aufgesetzt, um dahinter Schutz zu finden.

Aus dem Augenwinkel schaute sie zu ihrem Cousin, der neben ihr herlief, aber Angelos pausbäckiges Profil tröstete sie wenig. Von ihnen beiden war sie immer die Mutigere gewesen. Seit ihr Vater Teodoro sie in die Obhut seines Schwagers gegeben hatte, um sich auf seine Handelsreisen zu konzentrieren und sich so über den Verlust seiner geliebten Gattin hinwegzutrusten, hatte Bianca es sich angewöhnt, sich jedem Problem allein zu stellen und ihren Willen durchzusetzen.

»Wie lange dauert es noch?«, fragte sie die Wache, die vor ihnen lief.

Der Soldat fuhr herum, musterte sie beinahe obszön von oben bis unten, nur um sich danach wortlos wieder nach vorn zu wenden und weiter den Gang entlangzulaufen. Die Fackel in seiner Hand, die einzige Lichtquelle, beleuchtete eine Reihe von verriegelten

Türen, hinter denen Seufzer und Klagen zu hören waren. Doch mehr als alles andere beunruhigte Bianca die Verzweiflung, die sie an diesem Ort spürte. Das Gebäude war von ihr durchdrungen, und sie legte sich lähmend wie ein tödlicher Hauch auf alle, die diese Stätte aufsuchten.

Als sie erkannte, dass sie ihr Ziel erreicht hatten, war sie beinahe erleichtert. Sie sah, wie der Soldat die Fackel neben einer Tür befestigte, die er mit einem Schlüssel aufsperrte, und sie mit einer unbeholfenen Verbeugung bat, einzutreten.

Dort in der Zelle wartete der Mörder ihres Onkels.

Als Bianca bemerkte, dass Angelo zögerte, atmete sie einmal tief durch und betrat entschlossen den Raum.